

# Vertrieben aus dem gottgegebenen Land

Radikale Siedler im Westjordanland greifen seit Kriegsausbruch vermehrt Beduinen in deren Dörfern an. Die Gewalt folgt einem Muster.

Von Christian Meier, Quynh Tran

Die Wolken hängen tief über dem Jordantal. Sie sind die Vorboten der Erntesaison, die anbricht, wenn der Herbstregen die Früchte noch einmal anschwellen lässt. Ende Oktober begann die Olivenernte. Sie ist für Palästinenser traditionell nicht nur Arbeit, die manchen das Einkommen für das ganze Jahr einbringt, sondern auch ein Familienfest.

In den vergangenen Jahren hat sich das jedoch geändert: Bricht die Erntezeit an, kommen auch radikale Siedler. Israelische Menschenrechtsorganisationen sprechen von systematischen Angriffen auf palästinensische Bauern und Hirten. Siedler hielten Palästinenser von deren Feldern und Weidegründen fern, entwurzelten Bäume, steckten Felder in Brand und griffen nicht nur Palästinenser, sondern auch israelische und ausländische Helfer an. Ziel sei es, den Menschen das Leben so unerträglich zu machen, dass sie von allein gehen. Das funktioniert: An mehreren Orten haben die Bewohner ihre Häuser inzwischen aus Angst verlassen. Palästinensische Dorfgemeinschaften haben sich unter dem Druck der Übergriffe praktisch selbst aufgelöst.

Diese Entwicklung hat vor mehr als einem Jahr eingesetzt, in den vergangenen vier Wochen hat sie sich jedoch dramatisch beschleunigt. Denn im Schatten des derzeitigen Kriegs eskaliert die Gewalt auch im Westjordanland. Während die Blicke vor allem auf den Gazastreifen gerichtet sind, sind in dem Gebiet mehr als 150 Menschen getötet und zahlreiche weitere verwundet worden, sowohl bei Auseinandersetzungen zwischen militanten Palästinensern und der israelischen Armee als auch bei Siedlerangriffen.

## **Die Einschüchterungen der Siedler werden immer offener**

So wurden die Bewohner des Dorfs Deir Istiya nördlich der Siedlung Ariel vor zwei Wochen erst bei der Ernte mit Steinen beworfen. Als sie von ihren Feldern zurückkehrten, entdeckten sie Flugblätter an ihren Autos: „Ihr wolltet Krieg, wartet auf die große Nakba“, stand darauf – ein Verweis auf die Vertreibungen von Palästinensern im Nahostkrieg von 1948. Weiter hieß es, dies sei die letzte Chance, nach Jordanien zu fliehen, bevor sie mit Gewalt vertrieben würden vom „gottgegebenen Heiligen Land“.

Abu Baschar, ein Hirte und Bauer aus Wadi al-Siq, hat es nicht zur Olivenernte auf seine Felder geschafft. Seine Familie wurde in der Woche nach dem

Großangriff der Hamas aus ihrem Dorf vertrieben. Einige Bewohner waren angesichts der zunehmenden Gewalt schon in den vergangenen Jahren gegangen. Die etwa 250 Verbliebenen flohen überstürzt, als mehrere Dutzend Autos mit bewaffneten Siedlern, darunter Militärfahrzeuge, anrückten. Seit dem 7. Oktober seien mehr als zwanzig Dörfer aufgrund von Siedlergewalt teilweise oder vollständig geräumt worden, schätzen israelische Menschenrechtsgruppen. Meist wohnten dort Beduinen, die ihren Lebensunterhalt als Hirten oder Bauern verdienten. Sie leben in kleinen Weilern, die überwiegend aus Wellblechhütten bestehen – dieser Teil der palästinensischen Gesellschaft ist sehr arm.

„Die Beduinen sind die verwundbarste Minderheit“, sagt Guy Hirschfeld, Gründer der Organisation Looking the Occupation in the Eye. Die Übergriffe der Siedler gegen Beduinen bezeichnet er als „Landnahme-Krieg“. Dabei gehe es vor allem um das sogenannte C-Gebiet. Das macht 61 Prozent des Westjordanlands aus, gemäß den Oslo-Abkommen wird es vollständig von Israel kontrolliert. Hier befinden sich der Großteil der israelischen Siedlungen sowie Außenposten mit etwa 450.000 Siedlern. Während die Siedlungen wachsen, bekommen die schätzungsweise 180.000 bis 300.000 palästinensischen Bewohner des C-Gebiets so gut wie keine Baugenehmigungen; viele der Beduinendörfer werden von den Besatzungsbehörden als illegal angesehen. In „Protective presence“-Aktionen versuchen Hirschfeld und andere israelische und ausländische Freiwillige, palästinensische Zivilisten durch ihre Präsenz zu schützen. Auch in Wadi al-Siq sind sie aktiv und versuchen, mit dem Militär zu koordinieren, dass die Bewohner zumindest ihr Hab und Gut aus ihren Hütten holen können – bislang erfolglos.

„Aber nach dem Krieg wollen wir zurück in unser Dorf“, sagt Abu Baschar. Er ist Nachkomme eines Beduinenstamms aus der Negev-Wüste, der 1948 infolge der Staatsgründung Israels geflohen ist und sich vor einem halben Jahrhundert in diesem Gebiet niedergelassen hat. Sein Vater und er sind im Westjordanland geboren, nun musste seine Familie wieder fliehen. Statt seine eigenen Früchte zu ernten, steht er mit seiner Familie in einem Olivenhain des palästinensischen Dorfs Taibe im B-Gebiet. Hier fühlt er sich zumindest vorübergehend sicherer.

Über die Allon-Straße geht es in Richtung des Ortes Wadi al-Siq. An der Einfahrt zu dem verlassenen palästinensischen Dorf hängt eine große Israel-Flagge. Im Dorf: ein Bild der Verwüstung. Schon im Sommer brachen Siedler in die mit internationalen Geldern finanzierte Schule ein und stahlen technische Geräte. Inzwischen sind auch die Häuser geplündert. Die von der Europäischen Union finanzierten Solarpaneele sind zerbrochen, Wände eingerissen, Möbel verwüstet; überall liegen Scherben von Kochgeschirr, Kinderspielzeug, einzelne Schuhe. Die Bewohner durften bisher nicht zurückkehren, um ihre Habseligkeiten einzusammeln, aber viel ist ohnehin nicht übrig geblieben.

Noch vor zwei, drei Jahren, erzählt Guy Hirschfeld, sei das Gebiet voll von Hirten gewesen. Von ihnen geblieben sind nur ein paar Gemeinschaften ganz im Süden und im Norden der Allon-Straße. In Ain al-Raschasch etwa versucht noch ein halbes Dutzend Männer, die Stellung zu halten. Siedler aus dem Außenposten Malachei Haschalom, zu Deutsch „Engel des Friedens“, haben vor fünf Monaten begonnen, den kleinen Weiler immer wieder anzugreifen. „Sie haben Häuser

angezündet, aber die Armee hat uns verboten zu filmen“, erzählt Hagar Gefen. Die 71 Jahre alte Israelin wurde vor einem Jahr bei der Olivenernte von Siedlern angegriffen und mit vier gebrochenen Rippen ins Krankenhaus eingeliefert. Einen Monat später stand die pensionierte Anthropologin wieder mit Palästinensern auf den Feldern.

### **Schikanen, Belästigungen und Brand-Attacken**

Die Polizei in den Siedlungen und die Armee würden nicht eingreifen, manchmal sogar die Siedler unterstützen, sagt sie. Trotz der Schockstarre in der israelischen Gesellschaft nach den Massakern der Hamas sieht Gefen sich dazu verpflichtet, weiter zu helfen. Sie und Hirschfeld gehörten zu den Aktivisten, die in Ain al-Raschasch in den vergangenen drei Monaten 24 Stunden am Tag „protective presence“ geleistet haben – bis sie vor Kurzem aufgegeben haben.

„Es hat schon vor Jahren mit kleinen Schikanen angefangen, mit Belästigungen an der Straße, aber es ist immer schlimmer geworden“, erzählt Sliman al-Zawahri, ein 52 Jahre alter Hirte aus dem Dorf. Am 9. Oktober riegelten Siedler die einzige Zufahrtsstraße ab. Nachdem zwei Dutzend teils bewaffnete Siedler eine Woche später ein weiteres Mal Häuser in Brand gesteckt und einen 85 Jahre alten Mann verprügelt hatten, hat die Dorfgemeinschaft beschlossen, die Frauen und Kinder in das benachbarte Duma zu bringen. Auch die freiwilligen Helfer sowie ein Teil der Männer verließen Ain al-Raschasch.

Der Wind hämmert gegen die Wände der Wellblechhütten, die Wolken ziehen sich zu. Al-Zawahri breitet seine Matte zum Nachmittagsgebet aus, auch wenn am Hügel in der Ferne wieder Siedler zu sehen sind. „Sie lassen uns keine Luft zum Atmen. Aber wir bleiben. Und nach dem Krieg kommen hoffentlich auch unsere Frauen und Kinder wieder“, sagt al-Zawahri. Auch er gehört zu den Negev-Flüchtlingen von 1948 und will nicht noch einmal vertrieben werden.

Die Attacken der Siedler auf die palästinensischen Dörfer erfolgen nicht willkürlich. Dass ein Muster hinter den Angriffen steckt, erweist sich beim Blick auf die Landkarte: Wie auf einer Schnur aufgereiht, ziehen sich die betroffenen Orte vom äußersten Nordosten des Westjordanlands bis an das südliche Ende des Gebiets. Die Topographie spielt dabei eine Rolle: Fast alle dieser Dörfer liegen genau dort, wo das Judäische Bergland zur Ebene des Jordantals abfällt.

### **Wenige, aber sehr gewaltbereite Siedler**

Noch vor zehn Jahren konzentrierte sich die Gewalt durch radikale Siedler vor allem auf Gebiete im Bergland, etwa um Nablus oder südlich von Hebron. Schritt für Schritt hat sie sich seither nach Osten verlagert: zu den Berghängen, an denen palästinensische Beduinen Olivenbäume bewirtschaften und ihre Herden grasen lassen. Der erste Schritt war die Errichtung sogenannter Farmaußenposten: kleiner, illegal errichteter Siedlungen, in denen oft nur wenige Siedler leben, die jedoch sehr gewaltbereit sind. Sie führen ihre Herden auf die umliegenden Gebiete und vertreiben die Palästinenser, die dort bislang präsent waren. Das Ziel ist, das ganze östliche Westjordanland für palästinensische Hirten unzugänglich zu machen und einen möglichst großen Teil des C-Gebiets zu kontrollieren.

Seit etwa eineinhalb Jahren beobachten Aktivisten und Fachleute eine neue Stufe: Die Siedler attackieren nicht mehr nur umherziehende palästinensische Hirten – sie greifen die Beduinen auch in deren eigenen Dörfern an. Im nördlichen Westjordanland stellt in der Praxis die Allon-Straße die Grenze dar – alles Land östlich davon ist für Palästinenser immer unsicherer geworden.

Wie sehr dieses Phänomen mit dem Kriegsausbruch zugenommen hat, wird aus den Zahlen der israelischen Menschenrechtsorganisation B'Tselem ersichtlich: Zwischen 2020 und Anfang Oktober 2023 wurden demnach sieben palästinensische Dörfer aufgrund von Siedlergewalt aufgegeben – seit dem 7. Oktober waren es fünfzehn. Sechs weitere Orte wurden teilweise verlassen, und etwa zwanzig weitere Orte sind davon bedroht. Wöchentlich berichten Aktivisten derzeit von weiteren Gemeinschaften, die vertrieben wurden. In einer gemeinsamen Stellungnahme mehrerer Menschenrechtsorganisationen wird darauf hingewiesen, dass die Siedler zuletzt immer öfter Militäruniformen und Armeewaffen trugen.

### **Hilflos gegen die Angreifer**

Fast tausend Menschen haben in den vergangenen vier Wochen ihr Zuhause verloren. Die Bewohner ziehen meist nach Westen, in die von der Palästinensischen Autonomiebehörde verwalteten A- und B-Gebiete. Dort leben sie dann wie Ali und Hassan Abu l-Qbash, die im Niemandsland zwischen den Orten Kafr Malik und Mughayir etwas Land gepachtet haben. Die 60 und 65 Jahre alten Brüder haben wie alle acht übrigen Familien ihren Wohnort Al-Qabun verlassen, nachdem sie immer wieder von bewaffneten Siedlern schikaniert worden waren. „Wenn jemand in dein Haus kommt, Sachen aus dem Kühlschrank nimmt, das Telefon deiner Frau durchsucht, in Schränke guckt und in die Wohnung pinkelt, was würdest du dann machen!“, sagt Hassan Abu l-Qbash emotional. Auch Schafe seien gestohlen worden. Als Siedler im Juli vor ihren Augen alles Trinkwasser aus dem Speicher abließen, beschlossen die Bewohner, zu gehen. Unweit des verlassenen Weilers haben Siedler jetzt einen Weinberg angelegt.

Die beiden Brüder leben nun wenige Kilometer weiter westlich mit ihren Familien in Zelten. Ihre Schafe zu ernähren sei schwierig, sagen sie. Am liebsten gingen sie zurück nach Al-Qaboun, der Ort ist „wie meine Augen“, sagt Hassan Abu l-Qbash. Aber alles C-Gebiet sei für die Palästinenser verloren. Die beiden geerbten Männer sehen zupackend aus, aber sie wirken auch schwach und hilflos. Hassan Abu l-Qbash vergräbt sein Gesicht in den Händen, wenn er von dem Terror durch die Siedler erzählt. Er fühlt sich ihnen gegenüber machtlos. „Mein Blut ist rot, ihr Blut ist rot, aber wir sind trotzdem nicht gleich“, sagt er. Fragt man den Mann, ob er jemals daran gedacht habe, sich dem bewaffneten Kampf anzuschließen, lacht er nur. „Wenn ich versuche, mich selbst zu verteidigen“, sagt er, „lande ich sofort im Krankenhaus oder im Gefängnis – oder unter der Erde.“